

Liebeshörig.

Roman von Ferdinand Kunkel.

(4. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Kleißt war außerordentlich geschäftig, und da die farge Lebensweise auf der Jagd seinem Freunde außerordentlich gut bekam, verlor allmählich auch er die Sorge und äußerte sich Hatto gegenüber dahin, daß seine Brüder vielleicht zu luxuriös gelebt hätten. Seit sie von morgens bis abends auf der Jagd waren und nicht nur von einem opulenten Mahl zum anderen faulenzten, wie das früher geschehen war, konnte die Krankheit nicht weiterfressen.

„Mag sein, aber man kann doch nicht immer so wie ein alter Germane leben, drei Wochen, vier Wochen, sechs Wochen geht es ja, dann aber sehnt man sich doch einmal nach der Kultur eines guten Diners. Wir leben jetzt wie Zigeuner, mit Tagesanbruch steigen wir zu Pferd, reiten hinunter ans Haß, werfen uns in die erfrischende Flut, trinken dann beim alten Köchmeister Beerbohnen einen zichorienreichen Kaffee, essen Eier und kalte Bratfische dazu, und dann geht es ins Moor jagen.“

„Na, Hatto, aber das sage ich Dir, das Gabelbrühstück beim Torfwärter, bei diesem alten, leitißchen Schmutzfinken, das mache ich nicht mehr lange mit, mir ist der Dreß bald in der Kehle stecken geblieben.“

„Du bist eben kein Ostpreuße, Dreß legt den Wagen, heißt es bei uns. Ich fühle mich unendlich wohl bei diesem Zigeunerleben, bei dieser Rückkehr zur Natur. Meine Nerven sind tatsächlich erfrischt; es ist mir, als ob sich ein Gärungsprozeß vollzogen hätte, der alle Angstzustände ausgeschiedet. Laß uns noch einige Wochen so leben, dann wollen wir reumütig zu dem französischen Koch des Schlosses zurückkehren.“

„Nein, aber beim alten Torfwärter nicht mehr.“

Trotz dieser Abwehr waren die beiden am folgenden Abend wieder beim Torfwärter gelandet, und Hatto bestellte ein frugales Abendbrot. Kleißt schmollte. „Sch mache das nicht mit, lieber Hatto, tue meinestwegen, was Du willst, ich gehe jetzt nach Mohrungen zurück und lasse mir von Deinem Koch ein anständiges Souper servieren.“

„Ich verstehe Dich nicht, es ist doch prachtvoll hier draußen.“

„Ja, aber ich kann nicht; ich habe gesehen, wie die Mutter Torfwärter mit ihren schmutzigen Pfoten das Salz auf die Spiegeleiter streute; schlag mich tot, ich kann nichts essen, ich gehe nach Hause.“

Und tatsächlich machte Kleißt Anstalten, sich zu entfernen, er warf das Gewehr über die Schulter und ging den Knüppeldamm entlang, der nach dem Walde und über die Heide hinweg nach Mohrungen führte.

„Verlaufe Dich nicht! Halte Dich rechts bei der Gabelung des Dammes, sonst machst Du einen endlosen Umweg.“

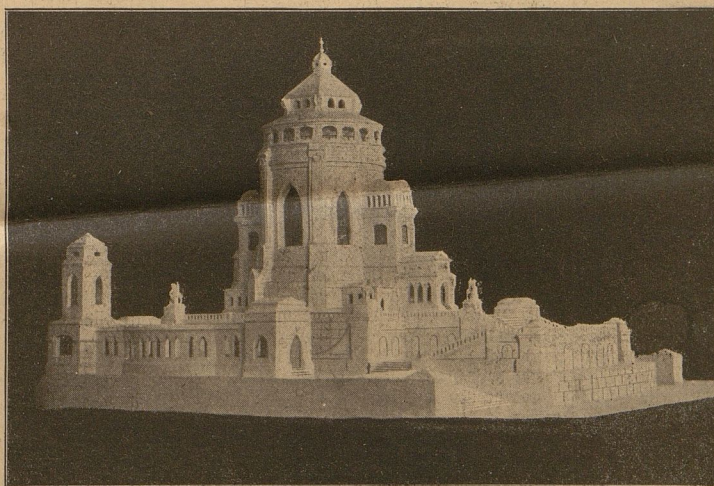
Lisch, um seinem Herrn zuzuschauen, wie es ihm schmeckte, und ihn zu bedienen.

„Wenn der Herr Baron gegessen haben, wollen wir hinüber nach dem schwarzen See gehen. Bei der alten Torfscheune wechselt ein kapitaler Sechzehner aus dem königlichen Heriber, jeden Abend kommt er ans Wasser herunter, es wird freilich ein wenig spät, aber ich bringe den Herrn Baron nach Hause.“

Hattos Augen leuchteten, und hastig bedendete er seine Wahlheit, griff nach der Brusttasche, wo er das Stui mit den Kugelpatronen stecken hatte, lud seinen Drilling und drängte den alten Torfwärter vorwärts, damit man sich noch bei günstiger Zeit ansetzen könne.

Der Alte war in vorzüglicher Stimmung. Um die Mücken zu verjagen, durfte er eine Zigarre nach der anderen aus Hattos Stui rauchen und schwelgte förmlich in dem süßen Duft der Habanna.

Langsam sank der Abend nieder, schräg und schräger fielen die Sonnenstrahlen, dunkler und dunkler spiegelten sich die schwarzen Moorbänke und die Eisensträucher im düsteren Wasser. Schon mischten sich bläulichgraue Schwaden von unten auf in die leise ziehende Luft, als man auf dem harten Boden das scharfe Schlagen der Schalen des herannahenden Stiches hörte. Noch verbarg ihn eine Wand von Moordidicht, jetzt aber trat er in voller Breite auf die abendlich beleuchtete Wiese heraus, stand einen Augenblick, warf auf, und im selben Moment trachte der Kugellauf des



Modell zum Friedens- und Bündnisdenkmal des Wiener Bildhauer-Architekten Walter Lent.

„Der Gaul zieht schon richtig nach dem Haser, hab' keine Angst.“
Damit verschwand er um die Ecke des blühenden Gartens, indes Hatto von Mohrungen gedankenvoll in der Laube des Torfwärters sitzen blieb.

Wenn sein Schwager Liebenau Mörder gegen ihn ausgesandt hatte, bis hierher reichten ihre Waffen sicher nicht. Dieser biedere, fnorrige, alte Kettl und seine Frau, die fast nur leitißlich sprachen, die hochhäuptige Tochter mit den seltsam verschimmenden verliebten Augen, die waren treu dem Mohrungenischen Namen. Unter ihrem Dach fühlte sich Hatto sicher, sicherer als sogar im Schlosse.

Der Torfwärter trug selbst den einfachen Anbiß auf und leckte sich dann mit der Freiheit, die sich ein alter Diener nehmen darf, mit an den

Drillings. In einer rasenden Flucht verschwand der Hochgeweihte in der Richtung nach dem Wald.

Als die beiden auf die Anichustelle kamen, winkte der Torfwärter seinem Herrn vertraulich zu: „Er hat's sitzen, Herr Baron, keine hundert Schritt weit ist er gekommen; lassen wir ihn in Ruhe, ich hole ihn morgen früh herein.“

Freiherr von Mohrungen war ein alter Jäger und wußte, daß man dem angeschossenen Wild Zeit lassen mußte, krank zu werden; darum warf er die Büchse über die Schulter und schlenderte mit dem Torfwärter langsam zurück.

Es war einer jener wunderlieblichen Abende, denen eine Nacht voll glühenden Sternlichts folgt. Weit und breit herrschte tiefe Stille in der Natur, man hörte fast die Schritte der beiden über den Moorieppich wandernden Männer. In dem Moor erhoben sich die Stimmen der Nacht, als

dem Walde Klang schrill und unheimlich das Pfeifen der Eulen, Baumstümpfe und Sträucher wuchsen schattenhaft vor Gatto auf und tauchten seltsame dämonische Wesen vor. Wie eiskaltes Gerinmel lief es ihm über den Rücken. Er mußte den Kragen seiner Zoppe aufknöpfen, weil ihn ein qualvolles Angstgefühl beicht. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, und von Zeit zu Zeit sah er den behaglich neben ihm rauchenden Torfwärter an, als ob er ihn fragen wollte, hast du denn keine Angst in dieser unheimlichen Waldesnacht? Jedemal, wenn sein Begleiter in Folge des schlechten Weges von seiner Seite etwas abwich, drängte er an ihn heran bis er wieder Luchsführung hatte.

Da, auf einmal — die Nacht war jetzt vollständig hereingebrochen — fröh ein dunkler Schatten dicht über den Wald hin; obwohl kein Wind war, bewegten sich die Wipfel der Kiefern und ein seltsames Raufen und Rausen wandelte durch die Kronen. Den beiden Männern, die über dem Waldesboden hinschritten, war es nicht möglich, zu sehen, was über ihnen vorging. Nur ein dunkles, wolkenhaftes Etwas glitt über der Waldesnacht hin. Da knachte es plötzlich, als ob eine Kiefernhand die Kiefernwipfel abgebrochen hätte. Aeste splitterten und fielen zu Boden. In der Luft war es wie Menschengestimmen, nur geisterhaft schauerlich.

Gatto tat einen wahn sinnigen Aufschrei und rannte, wie von Furien gepörricht, durch den Wald, so schnell, daß der Torfwärter Mühe hatte, ihm zu folgen. Nach einer Viertelstunde atemlosen Rennens erreichten sie die große, weite Heide, von der sie das Licht von Schloss Mührungen erblickt hatten. Gatto hielt an, er war in Schweiß gebadet, sein Herz schlug in wilden Taktten bis hinauf an den Hals, seine Augen leuchteten in tödlichem Entsetzen aus dem ajchsfahnen Gesicht, und mit bebenden Lippen fragte er den Torfwärter: „Was war das? Was war das?“

„Es muß ein Schwarzem Krähen gewesen sein, Herr Baron, oder Kraniche, oder irgend so ein Saußen Wildgeflügel, das in der Nacht nach wärmeren Ländern zieht — man hört ja auch viel von Luftballons jetzt in letzter Zeit —, freilich kann man ja nichts sehen, aber anders kann ich es mir freilich nicht denken, fñntmal es ja keine Gespenster gehen soll.“

„Ja, Gespenster gibt es nicht, lieber Alter. Aber das Spittieren der Aeste, die Stimmen in der Luft, die schaurige Dunkelheit . . . Gespenster gibt es nicht . . .“

„Das sagen Sie so, gnädiger Herr, fragen Sie aber mal den alten Ulfuaat, der kann Ihnen schon was erzählen, der steht mit den Gespestern auf du und du, und er hat auch manches gesehen, was andere nie zu sehen kriegen. Es gibt viele von diesen verdammten Rittauern, die aus der Niederung stammen, die so was wie das zweite Gesicht haben.“

„Dummes Zeug, Alter, laß Dir doch so etwas nicht einreden. Aber es war recht graulich, nicht wahr?“ „I nee, Herr Baron, die Natur ist nie graulich, was ist denn dabei, wenn eine Schar Wildgänse oder Kraniche über den Wald zieht.“

Es war schon ziemlich spät, als Hugo von Mührungen im Schlosse eintraf. Er fragte sofort nach Kleist und erhielt zu seiner Ueberraschung die Antwort: „Der Herr Rittmeister sei noch nicht zurückgekommen.“

Gatto schüttelte den Kopf, schritt hinaus nach der Terrasse, von der man die Aussicht nach dem Haff hatte, ließ sich eine Glasje Burgunder bringen und befahl, den Leibjäger heraufzurufen. Es war ihm, als ob er nicht allein sein könne; das entsetzliche Gefühl von Angst, das ihn im nächsten Wald befallen hatte, war noch nicht von ihm gewichen. Darum nötigte er den Jäger, der jetzt stramm und gerade vor seinen Herrn hintrat, zum Sitzen. „Sehen Sie sich eines Augenblick, Fint, Sie können auch ein Glas Wein trinken“. Und er schenkte selbst dem stattlichen Förster ein.

Der war ganz überrascht. Er wußte ja, daß der Baron Gatto immer sehr gütig gegen die Leute gewesen war, auch die verstorbenen Herren hatten manchmal draußen beim Jagdfrühstück mit ihren Jägern getrunken, aber daß er, der Leibjäger, im Schlosse selbst, am selben Tisch mit seinem gnädigen Herrn ein Glas Wein trinken durfte, das war doch noch nicht vorgekommen, das war eine Ausnahme. Es war doch ein guter Herr, der Herr Baron, das mußte man sagen, ein sehr guter Herr.

„Ich habe eben an der Torfscheune einen Sechzehner geschossen, der Torfwärter wird ihn morgen früh hereinholen. Vielleicht sind Sie jetzt draußen, daß die Sache jagdgerecht zugeht. Nach dem Kugelschlag war es ein Blattschuß, und ich denke, der Hirsch wird schon verendet sein, man kann aber nie wissen, welche Ueberraschung uns bevorsteht. Wo waren Sie während meiner Abwesenheit, lieber Fint?“

„Ich habe erst Gewehre gereinigt, gnädiger Herr, und bin dann nach dem Haff hinunter, um Kronschneppen zu schießen, die der Herr Baron ja so gerne kalt auf der Stulle essen — will sagen, zum kalten Frühstück.“

„Na, ja, es ist gut . . .“ Gatto war wieder mit seinen Gedanken ganz wo anders, er dachte an Kleist, wo der nun blieb: Er dachte an seinen Zustand, an die entsetzliche Angst und Lippe, von dem man doch seit drei Wochen noch nichts gehört hatte. „Wo nur Herr von Kleist bleibt?“

„Sind der gnädige Herr nicht mit dem Herrn Rittmeister zusammengekommen?“

„Nein, nein, Herr von Kleist ging gegen acht Uhr vom Torfwärter weg und ist bis jetzt nicht zurückgekommen.“

Dann hat er sich sicher verirrt, Herr Baron; soll ich nicht lieber mit den beiden Jagdaufsehern gehen und ihn suchen? „Ja, ja, natürlich, und ich komme mit, wir nehmen Laternen oder Windlichter was wir haben. Sehen Sie nach, ob der alte Torfwärter schon wieder nach Hause gegangen ist.“

„Als Herr Baron mich rufen ließen, saß er unten in der Küche und trank Kaffee.“ „Gut, gut“, warf Gatto hastig dazwischen, er soll warten und mit uns kommen.“ „Soll ich für den Herrn Baron die Thea fatteln lassen, die hat Nagenaugen und geht gut bei Nacht.“ „Nein, nein, ich danke, ich gehe zu Fuß mit euch.“ „Aber der Herr Baron werden müde werden.“

„Das macht mir gar nichts, ich marchiere gern.“

Eine halbe Stunde später brachen die fünf Männer mit großen Laternen und dem besten Schweifhund auf, um den vermißten Herrn von Kleist zu suchen. Aber Stunde um Stunde verging, und keine Spur wurde entdeckt. Da befahl Gatto, daß man den Rest der Nacht bei dem Torfwärter verbringen sollte, um sich mit dem ersten Morgengrauen von neuem auf die Suche zu machen.

Eine Gefahr war ja eigentlich nicht, denn Kleist hatte offenbar den Weg durch den Wald und über die Heide eingeschlagen, wo keine Moortreden zu passieren waren. Und daß ein Verbrechen an ihm verübt worden sei, das war schwer glaublich, denn er war ein rüstiger, starker Mann, hatte einen Drilling bei sich und an einen Bewaffneten wagten sich die zweifelhaften Elemente der Gegend nicht heran. (Fortsetzung folgt.)

Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine kleine Pause entstand. Dann sagte der alte Herr zögernd und unsicher, immer wieder in Sannas Antlitz schauend:

„Das wird Dir lieb sein, Sanna.“

„Was meinst Du, Oheim Michael?“

„Ich meine, daß Gregor kommt. Dann hast Du doch auf einige Tage junge Gesellschaft im Hause. Nicht wahr, Sanna, Du freust Dich, daß Gregor kommt?“ fuhr der alte Herr fort, in einem etwas milderen Tone, als er sonst für seine Nichte hatte.

Sanna war diesen Ton nicht gewohnt. Sie hob langsam, wie verwundert, die Augen und sah den Oheim stolz und offen an.

„Nein, Oheim Michael, ich freue mich nicht!“ jagte sie eifrig.

„Aber, Sanna, liebe Sanna, wie kannst Du Oheim Michaels gütige Frage so ungezogen beantworten?“ fragte Tante Anna mit der öligen Sanktmutter ihrer Stimme, während es in ihren kalten, falschen Augen seltsam stimmerte.

Sanna sah sie nicht an. „Ich beantworte nur wahrheitsgemäß eine an mich gerichtete Frage. Wenn das ungezogen ist, kann ich nicht dafür.“

Der alte Herr rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl.

„Und warum freust Du Dich nicht auf Gregor?“ fragte er.

„Ich bitte, mir die Beantwortung dieser Frage zu erlassen, Oheim Michael. Sie würde vielleicht wieder „ungezogen“ klingen. Und ich mag nicht lügen.“

Frau von Nehling stieg das Blut ins Gesicht. „Laß sie doch, lieber Michael. Du weißt ja, wie Sanna ist. Sie zeigt sich immer gleich so ungehörig. Je liebevoller man zu ihr ist, je abstoßender wird sie.“

Sanna erwiderte nichts. Sie war zu stolz, sich zu verteidigen. Sonst hatte der alte Herr bei ähnlichen Anlässen stets sofort das Gespräch abgebrochen und begab sich hastig, wie auf der Flucht, zurück ins Haus. Heute tat er das nicht.

„Ich kann in Sannas Worten nichts Ungehöriges finden. Wenn sie die Wahrheit liebt, ist das nur zu loben“, jagte er rasch.

Tante Anna wandte ihm jäh ihr Gesicht zu und sah ihn befremdet und vorwurfsvoll an. Sanna aber hob betroffen lauchend den Kopf. Es erschien ihr so erstaunlich, daß Oheim Michael einmal ihre Partei nahm und ihr gerecht zu werden ver suchte.

Frau von Nehling war ganz faßungslos.

„Aber, lieber Michael, ich bitte Dich —“

„Laß nur, Anna. Die Sache ist erledigt. Bitte, gib mir noch eine Tasse Tee, Sanna.“

Die junge Dame wußte nicht, was sie von Oheim Michaels plötzlicher Milde denken sollte. Sie nahm ihm die Tasse ab und füllte sie. Alles was sie tat, geschah mit einer eigenartig müden Grazie.

Stumm saßen die drei Personen nun zusammen, bis sie den Tee eingenommen hatten. Als sich dann der alte Herr erhob, jagte er, zu Sanna gewendet:

„Bitte, komm mit mir hinüber in mein Arbeitszimmer. Ich habe mit Dir zu reden.“

Das war etwas ganz ungewöhnliches. Frau von Nehling erblaßte jäh. Daß Michael von Sachau etwas mit seiner Nichte besprechen wollte und sie von dieser Besprechung einfach ausschloß, erschien ihr sehr befremdend und beunruhigend. Sie hätte es am liebsten verhindert, wußte nur nicht, wie sie es tun sollte.

Nach für Sanna war des Oheims Aufforderung etwas Unerhörtes. Sie erhob sich aber sofort, um ihm zu folgen. Raum waren sie hinausgegangen, da erhob sich auch Frau von Nehling und schlich ihnen nach. Daß sie nun wenigstens als Lauscherin an dieser Unterredung teilnahm, war bei ihrem Charakter selbstverständlich. Sie schickte den im Vorgimmer postierten Diener Friedrich mit einem Auftrag fort und beugte sich an der Tür des Arbeitszimmers vor, um zu lauschen.

Michael von Sachau strich sich, als er in seinem Arbeitszimmer angelangt war, über die hohe, gelichtete Stirn. Er rückte an seiner Brille und

rieb sich wie in Verlegenheit die hageren, blutleeren Hände.

„Bitte, nimm Platz“, sagte er zu Sanna, auf einen Sessel deutend.

Sie ließ sich nieder und sah ihn fragend an. Er ging einige Schritte im Zimmer auf und ab und setzte sich dann an seinen Schreibtisch. Nachdem er sich geräuspert hatte, begann er:

„Es ist nämlich eine besondere Veranlassung, Sanna. Ich habe eine Frage an Dich zu richten. Du stehst jetzt im einundzwanzigsten Lebensjahre, bist also in einem heiratssfähigen Alter. Nach bestem Wissen und Gewissen habe ich Dir in meinem Hause eine Erziehung zuteil werden lassen, wie ich sie für Dich erprießlich hielt. Vielleicht warst Du nicht damit einverstanden, vielleicht erschien ich Dir oft zu hart und zu streng. Aber ich mußte es sein. Deine Mutter war mir einst sehr lieb. Sie ist in ihrer Jugend sehr verwöhnt worden. Vielleicht war dies schuld, daß es ihrem Charakter später an dem nötigen sittlichen Ernst fehlte, vielleicht ist sie nur deshalb leichtfertig geworden. Davor wollte ich Dich nach Kräften bewahren. Deshalb war ich sehr streng mit Dir, wie ich hoffe, zu Deinem eigenen Heil. Du wirst es mir vielleicht einst danken, wenn Du älter und verständiger geworden bist. Jetzt bist Du unzufrieden mit mir, nicht wahr?“

Sanna sah ihn unverwandt an mit ihren großen, ernsten Augen.

„Unzufrieden? Das ist nicht das rechte Wort für das, was ich empfinde, Oheim Michael. Wenn man einen Menschen jahrelang wie einen Verbrecher gefesselt und geknebelt hat — ich meine natürlich in seelischer Beziehung — trotzdem er ganz unschuldig war, meint Du, daß er dann bloß „unzufrieden“ ist? Ich glaube es nicht und ich weiß nur, daß, wollte ich meinen ganzen Jammer hinausstreifen über die Art, wie in diesem Hause alles in mir totgeschlagen wurde, was warm und lebendig in meiner Seele war, daß dann dies Haus in seinen Grundfesten erzittern müßte vor der Größe meines Jammers.“

Es lag ein erschütternder Ausdruck in diesen verhaltenen Worten, die sich wie aus einem Kerker über ihre Lippen rangen.

Der Professor starrte seine Nichte ganz entsezt an.

„Sanna! Welch eine Sprache führst Du?“

Sie strich sich, wie befinnend, über die Stirn.

„Verzeih — aber ich beantworte nur Deine Frage.“

Der alte Herr erhob sich und ging einige Male auf und ab, um sich zu beruhigen. Dann blieb er vor der jungen Dame stehen, die abwendend zurückgefunken war in ihren Sessel. Ihre Worte hatten ihn viel tiefer getroffen, als sie ahnte.

„Warum hast Du mir nie gesagt, daß Du so sehr unter meiner Strenge gelitten hast?“

Ein bitteres Lächeln huschte um ihren Mund. „Ungefragt durfte ich nie sprechen, und gefragt hast Du mich nicht darum. Das hast Du jetzt das erste Mal getan und ich habe Dir darauf geantwortet.“

Er fiel schwer in seinen Sessel nieder. „Das habe ich nicht gewollt, daß Du so leiden solltest. Ich wollte nur Dein Bestes.“

Sanna richtete sich auf.

„Das habe ich mir, zu Deiner Entschuldigung, selbst oft gesagt, wenn ich glaube, ich müßte Dir meine Empörung ins Gesicht schreiben. Und ich habe in vielen bitteren Stunden gelernt, mich selbst zu beherrschen. Wie ich gedacht habe, wie ich mich bis zur Verzweiflung nach ein wenig Liebe sehnte, die doch jedes Kind zum Gedeihen so nötig braucht, davon hast Du wohl keine Ahnung gehabt. Ich weiß, nicht Dein böser Wille ließ mich leiden, sondern nur Deine Unfähigkeit, ein Kind zu verstehen und zu erziehen. Du überlieferst mich Tante Anna, die wie ein Kerkermeister über mich gewacht hat. Sie hat Dir aus irgend einem Grunde eingeredet, es sei Deine Pflicht, mich so

zu behandeln, wie Du es getan. Wenn ich eine Verbrecherin gewesen wäre, ihr hättest nicht schärfer gegen mich vorgehen können. Aber was habe ich denn getan, was Euer Tun gerechtfertigt hätte? Wessen könnt ihr mich anklagen? Daß ich die Tochter meiner Eltern bin? Habe ich mir meine Eltern ausgesucht? Und wißt ihr denn überhaupt, ob meine Eltern so schuldig waren als es scheint, wißt ihr, ob sie nicht vielmehr einem unglücklichen Verhängnis zum Opfer fielen? Wer weiß denn, ob unedle, oder niedrige Beweggründe sie zu der Katastrophe drängten, die über sie hereinbrach? Niemand weiß genau, was geschah, selbst der einzige Ueberlebende, jener Herr von Brochhoff hat nur unklar ausgefragt, da er vor Schreck fassungslos gewesen ist und nichts mehr gehört und gesehen hat, als er verwundet zusammenbrach. Und selbst, wenn alles sich so verhalten hat, wie ihr annahmt, wenn meine Mutter wirklich eine ungetreue Frau war und mein Vater erst sie und den Freund und dann sich selbst richtete, wißt ihr denn, ob meine Mutter aus Leidenschaft handelte und wenn es so war — muß ich dann ihre Leichtfertigkeit geerbt haben, muß jede Regung meines Unwillens in der jährigen Veranlagung liegen, die ich von meinem Vater geerbt haben soll? Habt ihr Euch je die Mühe genommen, meinen Charakter zu ergründen? Muß ich deswegen wie eine Verbrecherin gehalten werden?“

Das alles sagte Sanna, ohne die Stimme sonderlich zu heben, ohne zu zittern, wie erregt sie war. Aber gerade durch diese Beherrschung wirkten ihre Worte um so tiefer auf den alten Herrn. Er konnte seine Augen nicht von ihrem Antlitz wenden, das im verhaltenen Schmerz zuckte und aus dem die braunen Augen so anklagend blickten.

Bisher hatte er Sanna für ein oberflächliches, unbedeutendes Geschöpf gehalten, hatte sie nur so gesehen, wie sie ihm Tante Anna geschilbert hatte und sich nie Mühe gegeben, in ihr Seelenleben einen Blick zu werfen. Nun machte er die Entdeckung, daß hinter dem stillen, blaffen Gesicht seiner Nichte eine ringende Seele verborgen lag.

„Du siehst mich ganz fassungslos Deinen Worten gegenüber“, rang es sich endlich von seinen Lippen. „Ich sehe ein, daß ich mich doch wohl zu wenig mit Dir beschäftigt habe, daß ich vielleicht ein Unrecht an Dir beging, als ich Deine Erziehung ganz in Tante Annas Hände legte. Aber wie ich Dir schon sagte, wir hatten Dein Bestes im Auge.“

„Du wohl, Oheim Michael. Aus Deinem Benehmen mir gegenüber habe ich wenigstens immer die ehrliche Ueberzeugung gefühlt. Aber Tante Anna nicht.“

„Wie kannst Du so etwas sagen, Sanna? Das darfst Du nicht, das ist undankbar. Tante Anna ist stets viel besorgter um Dein Wohl gewesen, als ich.“

Sanna schwieg. Es stieg etwas wie Mitleid in ihr auf mit der Fassungslosigkeit und Hilflosigkeit des alten Herrn, der wohl über seine Bücher und Kuriositäten genau Bescheid wußte, aber nicht über die Menschen, die ihn umgaben.

Eine Weile war es still zwischen den beiden Mädchen und sie sahen sich an, als müßten sie sich heute erst kennen lernen. Endlich sagte Sanna:

„Ich will Deine Meinung über Tante Anna nicht verbessern, zumal sie abwendend ist. Es widerstrebt mir überhaupt, sie anzuklagen. Also lassen wir das ruhen. Bitte sage mir, was Du mir zu sagen hastest, weshalb Du mit mir reden wolltest.“

Gegen seinen Willen gefiel dem alten Herrn Sannas ganzes Auftreten. Es lag etwas Bestimmtes, Tatkräftiges in ihrer Art, das von Selbstsucht und Willensstärke sprach. Auch lag eine schlichte Größe in ihrem Tun, und die großen Augen blickten so rein und klar, daß ihn dieser Blick ergriff. Das war gewiß kein leichtfertiges, ungebärdiges Geschöpf, von dessen vielen Untugenden ihm Anna von Kestling nie genug zu berichten wußte.

Es kam ihm unklar zum Bewußtsein, was Sanna gelitten haben mußte, um sich zu dieser seelischen Tiefe und geistigen Klarheit und Bestimmtheit durchzuringen. Die unbewußte Zuneigung, die er stets, trotz aller Strenge, für Sanna empfunden hatte, wollte sich plötzlich nicht mehr unterdrücken lassen durch die Angst, er könne ihr damit schaden, wie ihn Anna von Kestling stets glauben gemacht hatte. Es stieg seltsam warm in seinem verkümmerten Herzen auf für dieses Kind seiner einzigen Schwester, die er einst herzlich geliebt hatte. Und zum ersten Male zweifelte er stark daran, daß Sanna gegenüber die angewandte Strenge und Härte am Platze gewesen war. Er fühlte sich bedrückt, daß er sie darunter hatte so schwer leiden lassen.

Daß er ihr Bestes gewollt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr als Entschuldigung. Sannas Worte trafen ihn wie eine berechtigte Anklage. Er fühlte sich jedenfalls mit einem Male sehr unsicher.

„Ja, ja — richtig — ich wollte Dir etwas sagen. Deine Worte haben mich ganz aus der Fassung gebracht. Ich bin nicht selbstgeirret genug, um mir sagen zu können, daß Deine Anklage mich nicht zu treffen vermag. Ich sehe, es war von Anfang an ein Jagen in mir, wie ich Dich behandeln müsse, um Dich vor Schaden zu bewahren. Was müßte ich von Kindererziehung? Nichts! Deshalb verließ ich mich auf Tante Anna. Sie schien mir zuverlässiger als ich. Nun — niemand ist unfehlbar, und mir scheint jetzt mit einem Male, als hätten wir uns beide vergriffen. Das läßt sich nun leider nicht ungeschehen machen. Einen Trost habe ich nur bei alledem — Du bist trotz unseres Mißgriffs ein ehrlicher, achtenswerter Mensch geworden, dem die Lüge verhaßt ist. Und so ist wohl hoffentlich nichts gefehlt worden, was nicht gut zu machen wäre. Ich will mich von jetzt ab mehr um Dich kümmern, soweit es meine angegriffene Gesundheit gestattet, und will nur noch meinem eigenen Urteil trauen. Aber vielleicht habe ich gar nicht mehr nötig, bestimmend auf Dein Leben einzuwirken, vielleicht ändert sich jetzt ohnedies alles. Und damit komme ich auf die Veranlassung zu dieser Unterredung. Gregor hat an mich geschrieben und mir gestanden, daß er Dich liebt. Seine Liebe ist groß genug, um darüber hinwegzusehen, welcher Makel auf Deinem Namen ruht. Er bittet mich, Dir zu sagen, daß er Dich zur Frau begehrt. Ich muß sagen, daß mich das sehr freut. Du hast nicht viel Aussichten auf eine Heirat, nach allem, was geschehen ist. Und doch müßte ich Dich gern geborgen in der treuen Hut eines Mannes. Gregor ist mir sehr lieb geworden, er ist ein Ehrenmann mit den edelsten Eigenschaften, und Du kannst Dich glücklich preisen, daß er Dir sein Herz zugewendet hat. Da Du sonst nicht mit jungen Männern zusammengekommen bist, hoffe ich, daß auch Du ihm Dein Herz geschenkt hast, und ich lege Eure Hände gern ineinander. Ich darf ihm doch schreiben, daß Du ihm Dein Jawort gibst?“

Sannas Gesicht zeigte eine starre Ruhe. Sie mußte denken, wie wenig Menschenkenntnis dieser gelehrte Mann hatte, wie falsch er die Mädchen einschätzte, nur danach urteilend, welches Gesicht sie ihm zeigten.

Sie erhob sich aus ihrem Sessel und blieb hochaufgerichtet stehen.

„Nein, Oheim Michael, das darfst Du nicht tun. Ich liebe Gregor nicht, habe nicht einmal eine Spur von Sympathie für ihn, und habe ihn darüber nie in Zweifel gelassen. Er hätte Dir und mir diese peinliche Lage ersparen können.“

Der alte Herr strich sich nervös über die Stirn. „Aber was hast Du nur gegen ihn? Bedenke doch, Sanna, so leicht bietet Dir ein anderer Mann nicht seine Hand und seinen ehrlichen Namen. Gregor ist gut und edel, und er will Dir zu Liebe alles vergessen, was in der Vergangenheit liegt.“

Sie warf stolz den Kopf zurück, und in ihren Augen flammten goldne Funken.

(Fortsetzung folgt.)





S. M. S.
„Möwe“
im Gefecht mit der
„Clan Mc Tavish“.

Wir setzen nunmehr unsere Kreuzfahrt fort. Die „Appam“ im Kielwasser folgt. Schon am nächsten Nachmittag kommt wiederum eine Rauchwolke in Sicht. Beim Näherkommen erkennen wir ein schnelles Schiff, das zwar mit Funkentelegraphie ausgerüstet ist, aber keine hohen Aufbauten hat. Hiernach kann man annehmen, daß wir einen ausnahmsweise wertvollen Frachtdampfer vor uns haben, und wir nehmen sofort die Verfolgung auf.

Trotzdem wir mit äußerster Geschwindigkeit fahren, sieht es längere Zeit so aus, als ob wir dem ferneren Schiff nicht näher kommen können. Die Dunkelheit ist bereits heringebrochen, als wir es endlich eingeholt haben. Dies ist lästig, denn man kann sich nicht mehr durch Flaggenignal verständigen, auch kann es unsere Kriegsflagge nicht mehr unterscheiden.

Ich muß deshalb mit der Morjelampe nach seinem Namen fragen, worauf prompt die Gegenfrage gestellt wird: „Erst sagen Sie uns, wie Sie heißen“.

Ein Schiffsname ist so gut wie der andere. Ich halte es für zweckmäßig, die „Möwe“ vorläufig nach dem letzten versenkten Dampfer „Author“ zu benennen. Noch immer zögert der Fremde mit der Angabe des eigenen Namens, während wir nebeneinander herlaufen. Endlich merkt er herüber: „Clan Mc Tavish“, und wir ersähen daraus zu unserer Freude, daß wir es mit einem Engländer zu tun haben. Es wird sofort kommandiert: „Mar zum Gefecht an Steuerbord“. Die Geschütze werden gerichtet und wir geben den Befehl herüber: „Sier deutscher Kreuzer, stoppen Sie sofort“.

Zwar antwortete er: „Wir haben gestoppt“, aber bei der geringen Entfernung von nur 400 Meter merken wir, daß die Schrauben mit voller Kraft weiterarbeiten und der Dampfer seine Fahrt zu vermehren trachtet. Es ist klar, daß er nicht parieren will. Wir geben also zunächst den üblichen Schuß vor seinen Bug ab. Gleichzeitig wird mir gemeldet, daß der Dampfer Funkentelegramme absendet.

Zu weiterem Parlamentieren ist jetzt also keine Zeit mehr. Denn es sind vermutlich englische Kriegsschiffe in der Nähe. Ich lasse deshalb auf die Brücke feuern, um den funkentelegraphischen Apparat zu zerstören, damit die Leute dort drüben

^{*)} Aus dem kürzlich erschienenen „Möwebuch“ des Grafen Dohna, welches in der Verlagsbuchhandlung von Friedr. Andr. Bertels u. Co. in Gotha zum Preise von 1 Mk. erschienen ist, entnehmen wir diesen vorstehenden interessanten Abschnitt.

Raison annehmen. Gleich die ersten Granaten plagen in der Nähe der Brücke, und da aus unserem Funkenraum die Meldung kommt, daß der Dampfer jetzt schweigt, glauben wir schon, daß unsere Schüsse ihre Wirkung getan haben.

Möglichst blitzt es von drüben auf, und deutlich höre ich über unseren Köpfen etwas durch die Luft pfeifen. Zunächst glaube ich an einen Irrtum. Als aber eine Granate von drüben dicht neben der „Möwe“ ins Wasser schlägt, ist kein Zweifel mehr möglich, der Dampfer hat tatsächlich das Gefecht mit uns aufgenommen.

Nun gibt es kein Zögern mehr. Wir eröffnen Schnellfeuer, und bei nur 300 Meter Entfernung schießt natürlich Schuß auf Schuß. Der Gegner dort drüben ist aber ein zäher Burse. Er feuert weiter, merkwürdigerweise ohne uns zu treffen. Um so härter scheint ihm unser Feuer zuzuleben. Man sieht dicken Qualm aufsteigen. Die Fahrt des Gegners vermindert sich zusehends. Er stellt sein Feuer ein und signalisiert mit der Morjelampe: „Wir haben alles gestoppt“. Diesmal hat er wohl wirklich genug, und als ich sehe, daß er seine Fahrt mehr voranzumacht, wird bei uns das Kommando: „Batterie halt!“ gegeben, und wir stellen jetzt deutlich die gute Wirkung unserer Schüsse an mehreren Stellen fest. Wie der Kapitän später berichtete, hatte gleich die erste Granate einen Laskaren getötet. Die zweite war durch die Kajüte des Zweiten Offiziers gegangen und hatte größeren Schaden in der Umgebung angerichtet. Der dritte Schuß traf die Kommandobrücke. Im weiteren Verlauf des Feuergefechts wurden noch 17 Laskaren getötet und 5 verwundet. Ein Treffer in die Wasserpumpe und ein weiterer in die Maschine hatten den endgültigen Entschluß des Kapitäns zum Aufgeben seines nutzlosen Widerstandes herbeigeführt.

Während das Preisekommando hinüberfährt, rufe ich die „Appam“ für etwaige Hilfsdienste näher heran. Sie hat dem Gefecht von weitem zugehört, und man kann sich denken, welche Aufregung unter den beiden verschiedenen Parteien an Bord des Dampfers geherrscht haben mag, als man sah, wie von den dunklen Schiffsrümpfen die Geschütze aufblitzten und auf einem der beiden Schiffe die Treffer einschlugen. Wer der Sieger war, das erfuhren die Zuschauer auf der „Appam“ erst, als das Schiff in unserer Nähe beigestreift hatte.

Inzwischen ist die Meldung des Preisoffiziers eingetroffen, daß der „Clan Mc Tavish“ 5816 Tonnen groß, mit wertvoller Ladung von Wolle, Leder, Pelzen und Gummi aus Australien kommt. Die Ladung wird auf ungefähr 10 Millionen Mark geschätzt. Wie schön wäre es doch, wenn ich eine so wertvolle Preije hätte nach Hause bringen können.

Leider war aber die Maschine der „Clan Mc Tavish“ durch unser Geschützfeuer so stark beschädigt, daß daran nicht zu denken war. Auch war es ausgeschlossen, aus der Ladung etwas zu uns herüberzunehmen. Denn wir müssen damit rechnen, daß sein Hilferuf doch von irgend jemandem aufgefangen worden ist und daß der Feind jeden Augenblick erscheinen kann. Infolgedessen bleibt uns nichts übrig, als unsere wunderschöne Preije zu versenken. Nach zwei Stunden sinkt sie in die Tiefe, und wir genießen das seltsame Schauspiel, wie das Schiff, auf ziemlich geradem Kiel liegend, zuerst mit den Vordersteven wegsinkt, bis es plötzlich, fast scheint es, wie mit einem Riesenruch sich senkrecht aufstellt und mit donnerndem Getöse, den Bug voran, von der Oberwelt

verschwindet. In der schönen, hellen Tropen-Mondnacht ein ganz wundervoller Anblick.

Die Besatzung besteht zum größten Teil aus Indern, die unterdessen mit sehr viel mehr Lärm als nötig zu uns an Bord kommt. Unglücklicherweise war eine von unseren Granaten in eines der von ihnen besetzten Boote geschlagen, war dort freipiert und hatte 15 von den armen Kerls sofort getötet. Drei Schwerverwundete, die nachher von der „Appam“ aufgefischt werden, sterben auch leider noch in der Nacht.

Als sich der Kapitän bei mir meldet, nehme ich ihn kräftig ins Gebet wegen seines sträflichen Leichtsinns, nicht nur unsere Befehle zu mißachten, nachdem wir uns als Kriegsschiff zu erkennen gegeben haben, sondern sich sogar auf ein Gefecht mit uns einzulassen. Dieser törichtigen Haltung allein sei es zuzuschreiben, daß ganz überflüssigerweise anderthalb Duzend Menschen bei dem Zusammenstoß ihr Leben verloren haben.

Der Kapitän verteidigt sich damit, er habe nicht geglaubt, daß wir ein deutscher Kreuzer seien, vielmehr angenommen, es höchstens mit einem armerien Handelsdampfer zu tun zu haben, mit dem er ein Gefecht unter gleichen Chancen hätte aufnehmen können. Im übrigen sagt er, daß er persönlich jede Verantwortung ablehne, er habe von seiner Regierung den Befehl bekommen, das Schiff nach England zu bringen, die Regierung habe ihm zu diesem Zweck eine Kanone mitgegeben, und so habe er es auch für seine selbstverständliche Pflicht gehalten, sie zu benutzen, um dem gegebenen Befehl nachzukommen.

Offenstanden gefiel mir diese Treuerzigkeit, mit der der alte idiotische Seebär seinen Standpunkt vertrat. Ich schüttelte ihm die Hand und gab zu, daß ich an seiner Stelle wahrscheinlich ebenso gehandelt hätte wie er. Dies ist auch noch heute meine Meinung. Die Schuld an solchem bedauerlichen Vorkommnis, bei dem durch einen unglücklichen Zufall durch ein paar unglücklicher Treffer sehr leicht die ganze Besatzung der „Clan Mc Tavish“ ihr Leben hätte verlieren können, trifft eben nicht den einzelnen Schiffsführer, sondern die englische Regierung, die sich nicht scheut, entgegen allen völkerrechtlichen Bestimmungen ihre Handelschiffe zu bewaffnen, ohne sie in der vorgeschriebenen Weise zu Hilfskreuzern zu machen und ihnen damit zugleich militärischen Charakter zu verleihen.

Auf diese Weise wird es dem Gegner zur Unmöglichkeit gemacht, beim Aufbringen feindlicher Handelschiffe so rücksichtsvoll vorzugehen, wie er es gern möchte. Unjere U-Boote haben es leider nur zu oft erfahren, und in den amtlichen Instruktionen an die englischen Reedereien ist es ja auch ausdrücklich angeordnet, daß die den britischen Handelschiffen mitgegebenen Kanonen nicht etwa bloß für die Verteidigung, sondern für Angriffszwecke bestimmt sind. Kann man es nach den schmerzlichen Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht gemacht haben, uns verübeln, wenn wir mit allen Mitteln gegen diesen Bruch der völkerrechtlichen Bestimmungen uns zu schützen suchen? Jeder gerecht denkende Mensch wird ohne weiteres begreifen, daß wir die Vereinigten Staaten nicht verstehen können, wenn sie als die größte neutrale Macht eine Maßregel unterstützen, die die abgeschaffte Kaperei wieder aufleben läßt und die sicherlich zur brutalen Seeräuberei von Seiten der Engländer führen würde, wenn ein bewaffnetes britisches Handelschiff einem unbewaffneten deutschen Schiffe auf See begegnete.

Nun, wenigstens der „Clan Mc Tavish“ wird sein Geschütz nie wieder gebrauchen, und sein alter ehrlicher Kapitän hat heute im deutschen Internierungslager mehr als hinreichende Muße, darüber nachzudenken, ob er recht gehandelt hat oder nicht, als er durch die Aufnahme des Kampfes mit uns das Leben seiner gesamten Besatzung aufs schwerste gefährdete. Allerdings glaube ich nicht, daß er den toten Indern eine Träne nachweint. Es sind ja nur farbige, keine weißen Engländer.

Die Wunder des Wanderns.

Von Ottomar Enfinger.

Nieh leichte Kleidung an und feste Schuhe, tu ein Stück Brot in die Tasche, — ein Schälchen Kaffee oder einen anderen labenden Trank be- kommt Du überall dazu, — und nun hinaus!

Sieh rate zum Alleinwandern. Die Natur ist trotz ihrer Größe eifersüchtig; wenn sie sich offenbaren soll, den fordert sie ganz für sich. Sogar der beste und vertrauteste Freund, mit dem wir marschieren, — von der besten Freundin gar nicht zu reden! — lenkt uns vom vollen Genuße der Umwelt ab, und das wechselseitige Hinweisen auf Schönheit ersetzt nicht die Entdeckerfreude des Einjamens. Worte, noch so begeistert und innig, sind schon zu schwer für die feinen Reize und Erregungen, die unserer da draußen harren. Wenn wir äußerlich still dahinpilgern, spricht das Gefühl desto lauter in uns. Wir vernehmen dann die Stimme der Natur selbst.

Wohin?

Nun, wo wir auch wohnen mögen, haben wir Gelegenheit zu einträglichen Tageswanderungen. Auf welcher Straße immer wir die Stadt verlassen, nach welcher Himmelsrichtung wir uns bewegen: wenn wir nur recht zu schauen wissen, so können wir allenthalben mit Klopstock sprechen:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,

Auf die Fluren verstreut . . .

Und es mag, uns unbewußt, ein Abglanz des Erschauten auf unseren Zügen ruhen, daß ein uns heimlich Beobachtender mit dem Dichter fortfahren dürfte:

Schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Dies noch einmal Denken, dies Nacherleben des Schöpferempfindens ist die fast heilige Freude des Wanderers, und zur seelischen Erhebung be- kommt das allseitige Durcharbeiten des Körpers, um ein Gesundheitsbewußtsein in uns wachzu- rufen, worin die Reime der Unluft zugrunde gehen. Die Verquickung des Zweckmäßigen und Nütigen mit dem Idealen macht solch einen Marsch zur Er- lösung von den Erdenresten, die uns sonst zu tragen peinlich sind.

Sei es auf weiter Ebene, sei es in den Bergen, sei es am rauschenden Meere, — Ziele winken uns in Hülle und Fülle!

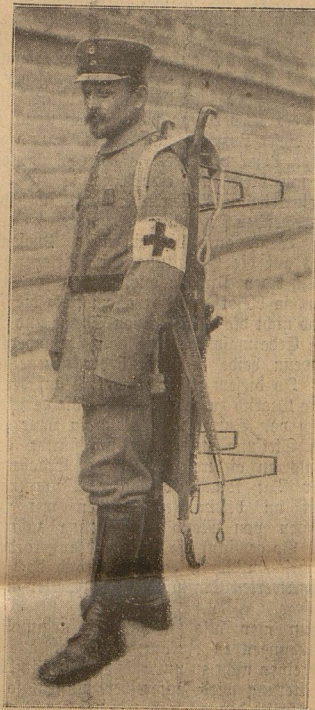
Aber wozu überhaupt ein Ziel? Ich meine, der Wanderer, dies beweglichste Gefährt, soll sich vom Zufall leiten lassen. Hier ein steiler Schlingelweg — gut, man stemmt die Füße fest auf Gestein und hat die Siegerwonne. Schwierig- keiten mit gelenkten Gliedern zu überwinden. Dort ein Wasserlauf, — wohlan! Warum ihn nicht nachschweifen? In der Ferne ein Hügel, — weshalb nicht abschwenken und sich den neuen Kundblick erobern? Jede Minute sind wir ja an irgendeinem Ziele! Mögen wir uns sonst ver- bieten, den Trieben zu willfahren, — dem Menschen in der Natur fließen Trieb und Wille zu einer Einheit zusammen, er hat das Recht zu bleiben, wo es ihm beliebt, zu tun, wovon er sich Daseinswonne erhofft.

Ungemeßene Freiheit des einsamen Pilgers! Hierhin — dorthin, je nach augenblicklicher Regung, nur in der einen Sehnsucht: einzuheimen. Selt- sam ist es wohl, dies rastlose Streben von einem Punkte zum anderen, — es entspringt dem weh- mütigen Glauben der Seele: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!“ Gewiß, auch im Natur- genusse zitiert etwas Schmerzliches. Wir möchten uns alle Schönheit noch viel mehr zu eigen machen, als unsere Sinne es gestatten. Das Weben im Walde, das Klüffern der Aehren — können wir es durch und durch begreifen? Selbst in der liebe- vollsten Dankbarkeit für das uns Gependete kommen wir uns immer zu kalt vor am warm-

schlagenden Herzen der Mutter Natur. Was hilft's? Laßt uns zufrieden sein mit dem uns gegönnten Maße der Kraft, die Umwelt zu ver- stehen, mit ihr zu verschmelzen.

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldenen Ueberfluß der Welt!“

Ein Dorf finden, dessen ursprüngliche Bauart erhalten blieb, und die lieben, kleinsten Häuser grüßen, wie sie neugierig eines die Schulter vor das andere drängen, um zu schauen, was da für ein Fremder gekommen ist, — zu der gewaltigen Wand eines Steinbruchs emporstauen, der die Sonnenstrahlen mit Nacht einfaugt und wider- strahlt und dessen Masse wir durch einen eigen- tümlichen Druck auf der Stirn empfinden, — uns an ein paar Farnwedeln ergötzen, die im Spalt einer aufrechtstehenden, kahlen Felswand ihren Nährboden gefunden haben: so verschieden das



Eine neuartige Tragbahre im deutschen Sanitätswesen welche den Vorzug hat, leicht transportabel und durch ihre Ritzge in den engen Schützen- und Verbindungsgräben gut verwendbar zu sein

alles von einander sein mag, es ist doch immer dasselbe. Löst denselben Jubel in uns aus. Und habt ihr wohl die Schönheit des Chausseeaufens beachtet? Eilt nicht an ihm vorüber, als sei er nur dazu da, unter die Füße getreten und all- mählich zu Staub zermalmt zu werden. Dem Forschenden verrät er viel. Stammt er doch aus dem Innern der Erde, und die Männer, unter deren Hammerschlägen die großen Brocken des Gesteins zerpringen, bis die kleinen Stücke hier lagern, sie eröffnen unseren Augen das Werden der Rinde, die uns trägt. Seht den ersten Basalt mit seinen grünen Augen, seht das rissige, schimmernde Kollitende, den lustigen weiz- schwarzen Granit, den dichten Schenit mit seinen diamantblitzenden Flächen, — schaut den gläsernen Quarz, der mir stets als das Urinbild der Festig- keit, Treue und Ehrlichkeit erscheint, den silber- glänzenden Altvater Gneiß, verjunkt euch in die prunkhafte, rot-gelb-grün-blaue Buntheit des Porphyrrinklings: gibt es eine Deditigkeit auf

der Chaussee, wo wir solchen Farben- und Formen- werien begegnen?

Vorwärts, wohin es uns lockt! Seid tüchtig zu verirren, ist kein Unglück. Die Spannung, an welchem Orte wir endlich landen werden, erhöht unsere Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen. Ver- botene Wege soll man meiden, — tut man's aber nicht, so wird man meist irgend etwas überraschend Herrliches zu sehen bekommen. Und sucht nicht so viel den Schatten auf! Es ist undankbar gegen die Sonne, die uns mit ihrem Leben durchstränkt will, wenn wir uns ihr entziehen. Es kann gar nicht hell genug auf uns herniederleuchten!

Nat, ich gestehe, daß ich mich in einem Gast- hofe zum lahmen Roß mehr zu Hause fühle als in einem Restaurant mit noch so hoch klingendem Namen. Auf der Bank unter dem niedrigen Fenster dicht bei der Schenke laßt der Trunk prächtig, und stolz wird auf der Karte mit dem Finger nachgezeichnet, eine wie weite Strecke heute schon zurückgelegt worden ist. Stilles Nach- sinnen . . . wir spüren, wie sehr uns die Natur beschäftigt hat. Die Arbeitsgedanken sind ver- flogen, selbst die Phantasie schief ein, mancher Vexierpunkt, der der Seele unbehaglich war, hat sich im Hochatmen verflüchtigt.

Auf dem Rückwege — wir schreiten langsamer, um den Abschied vom Tage zu verzögern — ebht die Genußfreudigkeit nach und nach ab. Wir sind gesättigt von den Wandern, vom leidenschaftlichen Erleben, — wir wissen, daß wir uns Unverster- bares erworben haben.

Und ist es ein Sonntag, so nimmt Dich nahe der Stadt die Schar der luftwanbelnden Bürger, der frischen, schmucken Frauen, der fröhlichen Kinder auf. Solch ein Zug — festlich gepußt —, wie er sich durch den Wald oder über die Straße bewegt, hat etwas unsagbar Anheimelndes. Sind es nicht lauter gute und sorgensfreie Menschen, die so ruhig und gelassen miteinander gehen, im leisen, bedächtigen Gespräch, ihre harmlose Erholung suchend und findend?

Sorgenfrei . . . ja, wer ist das heute, wer dürfte es sein?

War die Natur auch noch so mächtig in uns: von dem einen, uns allen gemeinamen Druide hat sie uns doch nicht erleidern können. Sie sollte es auch gar nicht. Denn wo wir gehen und stehen, wollen wir daran denken, daß Krieg ist, wollen uns immer der vielen, vielen erinnern, die in ferner Gottesnatur für uns in den ewigen Schummer sinken. Wir haben auf den Bergen im Getrie zu ihnen hinübergewinkt nach Ost und nach West, wir sind durch heiße Täler gezogen und haben uns vor- gestellt, was es bedeuten muß, mit der Last des Gepäcks und der Waffen stunden-, nein, tagelang durch staubige Straßen zu ziehen, wir haben den Segen der Felder aufblühen, die behäbigen Dörfer daliegen sehen und all den treuen Kämpfern, der deutschen Helden aus tiefstem Gemüte gedankt, weil sie uns die Heimat bewahren, als wenn es Frieden, holder Frieden wäre!

Hat der Mond Einfluß auf das Wetter?

Von Dr. W. K. Eckardt,

Wetterdienstleiter und 1. Assistent am Meteorolo- gischen Observatorium Essen

Während der ersten Hälfte des Juni herrschte in ganz Deutschland bei sehr niedrigen Tempe- raturen eine fast ununterbrochene Regenperiode, die im allgemeinen am 16. Juni ihr Ende erreichte bzw. eine mehrträgige Unterbrechung aufwies. Da der Witterungsumschlag zur Zeit einsetzte, als gerade der Mond eine eigentümliche Stellung zur Erde einnahm, indem gleichzeitig Vollmond und Tiefstand herrschte, so läßt diese Tatsache erneut ohne weiteres die Vermutung aufkommen, daß der Mond etwa doch einen Einfluß auf die Witterung haben könnte.

Der Glaube des Volkes, daß der Mond einen Einfluß auf das Wetter hat, ist uralte und so tief eingewurzelt, daß er gänzlich unaussrottbar erscheint. Das darf uns weiter nicht wundernehmen. Denn diejenigen, die auch nur einmal die Erfahrung gemacht haben, daß mit dem Mondwechsel auch der Witterungsgang sich änderte, vergessen diesen einen Fall nicht, während zahlreiche andere Fälle, wo das nicht vorkam, ihrem Gedächtnis entschwinden. Von jeher scheinen jedoch die Ansichten darüber, ob der Mond einen Einfluß auf den Gang der Witterung ausübe oder nicht, sowohl unter den Fachgelehrten, wenn man diese Bezeichnung auf die „Meteorologen“ der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts überhaupt anwenden darf, wie auch im Volke selbst geschwankt zu haben. So schreibt z. B. Prof. Dr. A. F. C. Wilmar in seinem 1851 zuerst anonym herausgegebenen Wetterbüchlein, das für Mittel- und Süddeutschland Gültigkeit besitzen sollte, daß er in seinem Wetterbüchlein den Mond gar nicht finde, dem können wir jetzt nur bemerken, daß auch in den alten Wetterbeobachtungen der Mond gar keine Rolle spielt, und daß nach unseren Beobachtungen gleichfalls der Mond in der Vorausverkündigung des Wetters teils gar keine, teils eine sehr untergeordnete und noch dazu auf sehr wenige Monate beschränkte Bedeutung habe. Die „wissenschaftlichen“ Wetterbeobachter werden uns deshalb sehr vornehm ansehen und mit einiger (großer) Vorsicht behandeln. Tut nichts; wir wollen gar nichts anderes tun, als berichten, was wir selbst gesehen haben. Vom Mondwetter aber haben wir in 40 Jahren so ungemein wenig gesehen, daß es des Berichtens nicht wertlos, und unsere Mütter haben gar nichts davon gesehen“.

Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts trat die Ansicht, daß der Mond unter allen Umständen das Wetter beeinflusse, noch einmal stark in den Vordergrund, durch Falb. Freilich ist sie durch ihn auch in starken Mißkredit gekommen, da Falb unmöglich zu den wissenschaftlichen Meteorologen gerechnet werden konnte. Heute herrscht in der Wissenschaft im allgemeinen die Ansicht, daß der Glaube, der Mond beeinflusse das Wetter, ein längst überwundener Standpunkt sei. Doch beginnen gerade in neuester Zeit auch einige wenige Fachmeteorologen einen Einfluß des Mondes auf das Wetter für sehr wohl möglich zu halten und ohne weiteres zuzugestehen, daß, falls ein solcher vorhanden ist, wir nur noch nicht wissen, worin er in der Hauptsache besteht.

Es hat sich gezeigt, daß zur Zeit gewisser seltener vorkommender Stellungen des Mondes bestimmte Erscheinungen in der Luftdruckverteilung mit solcher Regelmäßigkeit sich wiederholen, daß selbst Ausnahmefälle kaum vorkommen. So konnte z. B. Hoitzy nachweisen, daß es gewisse Tiefdruckwirbel und Hochdruckgebiete gibt, die zu einer bestimmten und auch im vorhinein bestimmbar Zeit entstehen, und daß somit eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Aufeinanderfolge von Witterungserscheinungen besteht. In der Tat ist es eine bekannte Erscheinung im Witterungsgang längerer Zeiträume, daß bei allen Wechseln des

Wetters im Kleinen doch scharf ausgeprägte Witterungscharaktere nicht nur oft einige Zeit hindurch bestehen bleiben, sondern auch Witterungsvorkommnisse, die nicht zu den Alltäglichkeiten gehören, sich bisweilen innerhalb einer und derselben Jahreszeit in ganz ähnlicher Weise zu wiederholen pflegen, selbst wenn das Wetter dazwischen einen grundverschiedenen Charakter aufgewiesen hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die von Hoitzy behandelten Einzelfälle auch Licht auf diese interessante Tatsache werfen können, hinsichtlich der sich vor allem eben die Hochdruckgebiete von Zeit zu Zeit auszeichnen, daß also ein Einfluß des Mondes auf die Luftdruckverteilung an gewissen Stellen der Erdoberfläche, je nach der Stellung dieses Himmelskörpers zur Erde, sehr wohl existieren könnte. So wäre es aber auch fernerhin möglich, daß der Mondstand mindestens indirekt auch die Lage der Bahnen der Tiefdruckwirbel zu ändern und so schließlich auch Änderungen in der allgemeinen Zirkulation der Erde zu bewirken vermöchte. Je nach dem Orte, um den es sich handelt, wäre dann, worauf Professor Trabert gelegentlich aufmerksam machte, auch der Mondeinfluß ein ganz verschiedener; wo der hohe Druck zur Zeit des Vollmondes verträglich wäre, da wäre der Niederdruck geringer; an jenem Orte, von wo dieser Luftüberdruck wegströmt und gleichzeitig der Druck verringert würde, da müßte umgekehrt um diese Zeit eine Neigung zu Niederschlag eintreten. Vielleicht erklären sich so die widersprechenden Ergebnisse verschiedener Verhältnisse. Wenn auch die einzelnen Phasen des Mondes auf die Gestaltung der Witterung nach den bisherigen Untersuchungen keinen Einfluß ausüben, so bleibt doch vor allem noch die Frage offen, ob nicht die Wirkung von Sonne und Mond auf die Erdatmosphäre eine ganz besondere sein muß, wenn beide Himmelskörper nebeneinander stehen. In diesem Falle braucht es auf der Erde nur eine Gegend zu geben, auf der die gemeinsame Wirkung von Sonne und Mond in ihrer gegenseitigen Stellung zueinander sich stärker geltend macht als an anderen Stellen der Erdoberfläche. In der Tat können besondere Witterungsvorkommen an bestimmten Stellen mit solchen Stellungen von Mond und Sonne zusammenfallen. So gewinnt die Annahme außerordentlich an Wahrscheinlichkeit, daß der Mond doch einen bemerkenswerten Einfluß auf das Wetter ausüben dürfte.

Wenn man also nach noch anzustellenden Untersuchungen in Zukunft vielleicht auch dem Monde einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Witterung wird zuschreiben müssen, so wird man natürlich demnach nach wie vor der Verteilung des Luftdruckes und dem Gang seiner Entwicklung, mit anderen Worten: dem Wetterartenbilde, stets die erste Bedeutung beimessen müssen, und zwar selbst dann, wenn es sich um eine Vorhersage des Wetters auf längere Zeit handelt. Zu diesem Zweck reichen freilich unsere selbst für die tägliche Wettervorhersage in vielen Fällen zu beschränkten Kartenbilder nicht aus. Die Beobachtungen müssen sich auf sehr viel größere Gebiete erstrecken.

Denn es stehen nicht nur die Witterungsvorgänge auf weiten Gebieten unter gleichen Breiten derselben Halbkugel miteinander in ursächlichem Zusammenhang; daselbe ist auch der Fall zwischen den Witterungserscheinungen in Gegenden, innerhalb derselben geographischen Längszonen unter den einander entgegengesetzten Breiten beider Halbkugeln. Schließlich ist aber vor allem die größte Beeinflussung auch des Wetters in höheren Breiten da zu suchen, wo unsere größte Wärmemaschine, die Atmosphäre, gewissermaßen geheizt wird und wo der allgemeine Kreislauf der Luft seinen Ursprung nimmt: in den Tropen.

Kriegs-Allerlei

„... dort hat man wenigstens seinen Frieden!“ Eine drollige kleine Geschichte erlauchte dieser Tage ein Mitarbeiter in einem Sommergarten. Saß da ein junger Offizier, offensichtlich ein Urlauber von der Front, und neben ihm sein ebenso glückliches wie stolzes Frauchen. Man sollte nun meinen, daß die beiden ein Herz und eine Seele waren. So schien es mir auch anfangs. Aber urplötzlich zogen Gewitterwolken am ehelichen Himmel auf... und weiß Gott, die beiden zankten sich. Sie war der Meinung, sie sei schon ganz verfauert und wolle nun, da er nach Hause gekommen sei, auch einmal abends ausgehen, wozu sie doch vormals nicht gekommen sei; er war der Meinung, er sei nicht auf Urlaub, um seine Frau in Theater, Konzerte und Speisehäuser zu führen, sondern um die Behaglichkeit eines gutbürgerlichen Heimes wieder einmal von Grund aus zu kosten. Worauf sie schmollte und er brummte...

Dann begann der Streit von neuem. Er versuchte sie von der Richtigkeit seiner Anschauung zu überzeugen; sie verbat sich das Beschwagen und hielt an ihrer Meinung fest. Die Ausdrücke wurden heftiger, bis... er plötzlich aufstand und aus tiefstem Herzensgrunde seufzte. „Na, Gott sei Dank, in ein paar Tagen muß ich ja wieder an die Front fahren! Dort hat man wenigstens seinen Frieden! — Ober, zahlen!“

Ein plattdeutscher General. Die Vereinigung „Quidsborn“ in Hamburg schreibt: Der Generalmajor Haevernick richtete vor einigen Wochen eine Aufforderung an die plattdeutschen Vereine, für die plattdeutschen Angehörigen seiner Brigade plattdeutsche Bücher zu schicken. Die in plattdeutscher Sprache abgefaßte Aufforderung hatte einen recht guten Erfolg, wie aus einer Dankagung in der „Deutschen Kriegszeitung“ von Batschowitz hervorging. Jetzt verwendet Generalmajor Haevernick an die Spender eine von ihm verfaßte plattdeutsche Schrift, die nicht im Buchhandel erschienen ist, sondern als Privatdruck für die Freunde des Verfassers gedruckt wurde. Sie betitelt sich „Ut de irst Lied von dat Kriegsjahr 1914. Brein von ein' Medelbörger an sienen ollen Fründ in Güstrow von“

Wir halten was wir versprechen.

Herr Rud. Heppner, Leipzig, schreibt u. a.: „Sie sind die erste Firma, die ihre ausgeschriebenen Verpflichtungen bedingungslos erfüllt.“

Wir schenken



jedem Löser dieses Rebus unser wunderbares und ergreifendes in Tiefdruck ausgeführtes Bild

„Auszug ins Feld“

Gesamtgröße zirka 50x60 cm. Die Ausführung ist hochkünstlerisch; das Bild paßt in jedes Zimmer. Unter Ersatz der geringen Versandkosten geben wir das Bild nur an Löser des Rebus umsonst ab. Die Einsendung der Lösung verpflichtet Sie zu nichts; sie muß uns sofort in verschlossenem, vom 1. August ab mit 15 Pfennig frankiertem Briefumschlag mit Angabe Ihrer genauen, deutlich geschriebenen Adresse zugesandt werden. Sie erhalten dann sofort Nachricht, ob Ihre Lösung richtig ist. Für die Auskunft, d. i. Porto, Drucksachen und Schreiblohn usw., ist der Lösung eine 10 Pig.-Briefmarke beizufügen. Schreiben Sie noch heute an den

Verlag für Heimschmuck, Braunschweig Nr. 608, Einhornhaus.

Versandhaus
H. Theden,
Elmshorn Z.

Man verlange meine Preisliste gratis und franko.

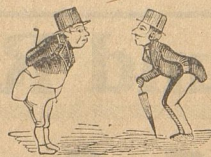
Sommersprossen



entfernt sicher und gefahrlos Crème „Garantie“. Tatsächlich bleibend wie ein Wunder durch Sauerstoffeinwirkung.

Großer Topf, lange reichend, Preis 2 Mark. Porto extra. Apotheker Max Negwer, Berlin 171, Bülowstraße 5b.

D. Gaebert. Aufgeschrieben und durchgesehen wurde sie 1914 und 1915 in Lazaretten, gedruckt 1916 in Russland. Zum Plattdeutschschreiben hat den General, wie vor ihm schon so manchen schlichteren Heeresangehörigen, das Empfinden gebracht, der Heimat auch beim schriftlichen Gedankenaustausch in ihrer vertrauten Sprache um so näher zu sein. „Als ich in Metz, dündig anshat, in't Lazarett leg und gor nich recht wat dauhn künn un mügg, und buten de groten Kanonen bummerten, dunn müßt ich immer an de Heimat, an un' lein Medelberg denken un an unjen Heimatsrop: „Holl fah!“ Dorbi würden denn min Gedanken „plattdeutsch“, un ich schrew se, so gaut as ich künn, up lüüt Zebdels Poppier un schick's as Feldpostbrev an ein' ollen Fründ nah Glütrow“. Der Freund hat dann die Veranlassung dazu gegeben, daß nun auch andere Leute ihre Freude an den Blättern haben können. Die Aufzeichnungen geben anschauliche Bilder, besonders aus der Mobilisierungszeit und von der Schlacht bei Longwy, und zwischen den Zeilen zeigt sich das Bild des Generals als das eines warmherzigen, offenen und heiteren Menschen und guten Kameraden. Er selbst sagt über den Zweck des Buches: „Wer änersten disse einfach Geschicht lest, joll sich nids Groteskes dorbi denken un blot säußeln, dat wi Medelbergers, wo wi gahn und stahn, in'n Krieg und Frieden, „wiß holln“ willn an dat grote, schöne Dütschland un an un' lüttes, leinwes Medelberg!“



Müller: „Wat sagste nu zu die Russen, Schultze? In sedzehn Nledern freien se an! Imponiert Dir det noch nich?“ — Schultze: „Neh im jeringsten. Gen Wandwurm hat noch wille mehr Nleder un wird doch abjetrieben“. — Müller: „Besonders, wenn er keenen richtigen Kopp mehr hat“.

Mit Erlaubnis. Bei dem unvergleichlich raschen Vorrücken unserer Armeen in Serbien war es natürlich nicht möglich, die Proviantkolonnen gleich schnell nachzuziehen und der „eiserne Bestand“ mußte oft mehrere Tage vorhalten. Requirieren auf eigene Faust war natürlich streng verboten. Die Erlaubnis seines Vorgesetzten zur Verbesserung seines künftigen Mittagsmahles holte sich ein Kanonier einer k. u. k. Feldkanonenbatterie mit folgenden Worten: „Weld' g'hurjamit, Herr Hauptmann, i' wüßt a' Saut!“ — „Na — und?“ — „Weld' g'hurjamit, Herr Hauptmann, derf' ma's fanga?“ — „Meinewegen.“ — „Weld' g'hurjamit, Herr Hauptmann, derf' ma's aa absteh'n?“ — „Na natürlich!“ — „Weld' g'hurjamit, Herr Hauptmann, sie is' eh' jcho' hin!“ („Armezeitung der 2. Armee“).

Heiteres

Besser so. Als in unmittelbarer Nähe einiger Posten eine Granate einschlug, ohne sofort zu freipieren, und als alles minutenlang auf die Explosion wartete, meinte ein Bayer in treu befohrgtem Rat: „Halt's Maul, is' g'föheter!“ („Arztg. d. 4. Armee“).

Der Schärer. Zwei Feldgrau unterhalten sich über allerhand Wagenfragen. „Nebrigens“, jagt der eine, „in de zweete Batterie ham se doch jeteren einen Turta gefangen. Und wüßte jloben, der Reht hat keenen Schweinebraten jeessen!“ „Weil er seine Neljion verbietet?“ „Ne, — weil se ihm keenen jegeben ham!“ („Landsturm“).

Immer ruhig! Im Schützengraben stehen ein Wehrmann und ein vor kurzem an die Front gekommener Rekrut auf Posten. Plötzlich fällt ein Artilleriegeschuß. Schnell fragt der Rekrut: „Das war doch unsere? In demselben Augenblick schlägt die feindliche Granate dicht hinter dem Graben ein, und ruhig antwortet der Wehrmann: „Ja, jetzt ist's unsere!“ („Die Nacht im Osten“).

Beim Kriegsfotographen. „Fertig! — Los!“ — Bitte recht freundlich, Herr Feldwebel! Nein, — noch freundlicher! — So, nun können sich Herr Feldwebel wieder ganz ungenötigt geben!“ („Killer Kriegszeitung“).

Au! In einer größeren Gesellschaft erzählt ein Gast einige seiner Meinungen nach neue Weise. Doch stets, wenn er an die Pointe kommt, wird ihm diese von einem anderen Teilnehmer an der Unterhaltung vorweggenommen und der Witz zu Ende erzählt. Darüber ist der Betreffende erbittert und er ruft dem Störenfried zu: „Mein Herr, Sie sind ja der reinste Witzableiter!“

Warum — warum. „Vater, warum trägt der Tourist die Nase so hoch?“ — „Dummer Bub“, wird halt ein Hochtourist sein.“ („Fliegende Blätter“).

Kunststücke. Eigentlich verlangt man von unjern Hausfrauen Bellachini-Kunststücke — z. B. beim Lebensmitteleinkauf nichts kriegen — und das dann ruhig hinnehmen. („Kladderadatsch“).

Unverlierbar. Ich traf einen alten Siran auf dem Felde und kam mit ihm in ein Gespräch. „Nun, Alter“, fragte ich dazwischen, „Ihr seid doch sicher an die Siebzig schon?“ — „Weiß nicht, Herr.“ — „Ei, zählt Ihr denn nicht Eu're Jahre?“ — „Nein, Herr, nur die Schaje.“ — „Warum denn die, und jene nicht?“ — „Von den Schafen könnte mir ein's verloren gehen, von den Jahren nicht, Herr!“

Rätsel-Ecke

Rästel.
I.
Besitzt mit a mich jemand schon.
So will er stets noch böber streben;
Mit i soll ich, der Kreue Lohn,
Dich schmücken für das ganze Leben. M. Pant.
II.
Die erste Silb' ein Fräulein ist,
Das Zweite herrscht zu jeder Frist;
Das Ganze durch des Teufels List
Bei allen guten Dingen ist. M. Buttman.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rästel in voriger Nummer:
I. Flugschrift. — II. Nachtmüße.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.
Besonders preiswerte Weine in Flaschen:
Mosel-Weine
Obermoseler 1,-
1914er Remicher 1,10
1911er Wormeldinger 1,30
1911er Enkircher 1,50
Rhein- und Pfälzer-Weine
1908er Gensinger 1,10
1911er Bingerter Kahlenberg 1,30
1912er Niersteiner 1,50
1910er Hallgartener 2,-
Rot- und Bordeaux-Weine
St. Laurent 1,40
1911er Cru du Moulin 1,60
1909er Saint Seurin 1,75
1911er Cru Bayle Soussans 2,-
Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.
Französischer Rotwein 1,75
Obermoseler 1,10
Edenkobener 1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich 2,25
In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus
und sätten um gell. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Musiknotenmappe mit Notenspult
„Susanne“
(Patent Jean Joachim-Caigneau)
Preis in Calico M. 4.-
zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt, Berlin W 68, Ritter Str. 50.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W 68,
Ritterstraße 50.
In unserem Verlage erscheint:
Gebet des Kaisers
von
Harry Sheff
für eine Singstimme mit Klavierbegleitung
von
Oskar Pasch
Königl. Professor und Musikdirektor
Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Blitz-Strick-Wolle
betfert auch an Private (Muster frei) die
Erfurt er Garnfabrik
Hoflieferant in Erfurt C. 247.

Hesse
DRESDEN, Scheffelstrasse,
hat
„Atama“ - Strickfedern
solche bleiben 10 Jahre schön und fest:
30 cm lang 3 Wtl., 35 cm 4 Wtl., 40 cm
5 Wtl., 45 cm 6 Wtl., 50 cm 8 Wtl., 55 cm
10 Wtl., 60 cm 12 Wtl. **Schmale Federn**,
nur 15-20 cm breit, kosten 50 cm lang
3 Wtl., 60 cm 6 Wtl. **Strickboas** 5, 10,
20 Wtl. **Reiber** 1, 2, 4, 6 Wtl. bis 80 Wtl.
Gänsefedern 1 Karton voll 3 Wtl.
Gegen

Hämorrhoiden
ist das Beste
Aphanodan (ges.
gesch.)
Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee.
Alle 4 Mittel zus. 10,- M. Porto extra.
Gegen Nachnahme.
Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. O.

Gänse-Federn.
Gemischte Ware per Pfd. M. 1,75, Rupp-
federn M. 2,25, zarter Schleiß M. 2,75,
weiß und daunenreich M. 3,00 feinste,
weiße Halbdaunen M. 4,50, weißer
Daunenflaum M. 5,00, 6,00 bis 12,00
3-4 Pfd. für eine Decke.
Zarte Füllfedern M. 1,25, Halbdaunen
M. 1,80, Mandarindaunen M. 3,00.
Alle zart u. weich. Daunenkörper u.
Barchent in allen Breiten. Muster u.
Katalogfrei. Nichtgefallend Geld zurück.
45 000 Kunden. 1000 Dankschreiben.
Bettenfabrik und Bettfedergroßhandlung
Th. Kranzfuss, Kassel 44a.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18.— franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . , Blütow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . , Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . , Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . , Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . , Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . , Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . , Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . , München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . , Saarb. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . , Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . , Kosheim. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . , Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . , Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . , Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . , Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eißholz, Reutoben — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin S W 33.